

Gastkolumne

Was uns das Rennen zum Südpol lehrt

Wer für ein Forschungsprojekt Geld und gute Presse einheimst, erzielt noch keinen Durchbruch. Auch wenn das viele meinen



Caspar Hirschi

Hätten 1910 die Spielregeln von 2022 gegolten, wäre Robert Falcon Scott schon am Start zum Sieger ausgerufen worden. Ihm war es gelungen, für seine Expedition zum Südpol so viel Geld aufzutreiben, dass er drei Motorschlitten, 19 Ponys, 34 Hunde und 65 Männer mit auf die Reise nehmen konnte. Er hatte sein Entdeckungsprojekt gross angekündigt, die Aufmerksamkeit der Medien erregt und die Unterstützung von prestigeträchtigen Forschungsinstitutionen erhalten. Scott brillierte in dem Fach, das in der heutigen Startup-Szene und im wissenschaftlichen Projektwettbewerb mit Erfolg gleichgesetzt wird: dem Einheimen von Vorschusslorbeeren.

Dagegen musste Roald Amundsen, Scotts norwegischer Rivale im Rennen um den Südpol, eine Hypothek auf sein eigenes Haus aufnehmen, um mit 19 Männern den langen Weg in die Antarktis anzutreten. Ausgerüstet war seine Expedition mit Ski und 100 Hunden, die es doppelt zu verwerten galt, zuerst als Zugtiere für die Schlitten und danach als Futter für die fitteren Artgenossen. Um seine Planungen ungestört voranzutreiben, hatte Amundsen niemanden eingeweiht, wohin die Reise gehen würde, nicht einmal die eigene Crew, die erst auf offener See erfuhr, dass sie sich nicht wie angekün-

digte auf dem Weg zum Nordpol, sondern zum anderen Ende der Welt befand. Amundsen verweigerte sich jedem vorzeitigen Applaus, ja nahm den zwischenzeitlichen Ärger der direkt Beteiligten in Kauf, um dafür zum Schluss als Sieger dazustehen.

Das tat er dann auch. Von Scotts Motorschlitten durchbrach einer das Eis, die anderen gaben den Geist auf. Die Ponys starben an Erschöpfung oder am eigenen Schweiss, der ihr Fell zum Gefrieren brachte, während die Hunde, geschwächt von ihrer Trockenfisch-Diät, verendeten. Zuletzt starben Scott und seine vier Begleiter, nachdem sie den Südpol mit mehr als einmonatiger Verspätung auf Amundsens Männer erreicht hatten.

Das Rennen um den Südpol fand in einer Zeit statt, in welcher der Zweck noch Mittel heiligte, die heute Abscheu erregen. Es in Erinnerung zu rufen, hilft aber, um den Blick für Schieflagen im heutigen Hype um Pionierleistungen zu schärfen. Mittlerweile werden Möchtegern-Pioniere, sobald der erste Geldregen auf sie niedergeprasselt ist, gleich von einer Anerkennungslawine überrollt, bevor sie den Weg zum Ziel beschritten haben. Noch problematischer ist, dass stillere Schaffer in ihrem Schatten kaum mehr eine Chance haben, in den Wettbewerb einzutreten.

Exemplarisch für dieses Problem ist just jenes Programm, das in der Schweiz derzeit als Nonplusultra der Forschungsförderung angepriesen wird: Horizon Europe. So gut die Idee war, einen gesamteuropäischen Wettbewerb um Forschungsprojekte einzurichten, der ein Gegengewicht zum amerikanischen Wissenschaftsstandort bilden würde, so früh gerieten Mittel und Zweck durcheinander. Die Antragsflut machte den Wettbewerb zur Lotterie, und um die weni-



Wir sind nicht wegen Ankündigungsweltmeistern à la Scott und Markram, sondern dank Ausdauerhelden wie Amundsen zu einer führenden Wissenschaftsnation aufgestiegen.

gen Glücklichen entspannt sich ein Gezerre unter Universitäten, die ihre «Gewinner» wie Trophäen zur Schau stellen. Ankündigungen von Durchbrüchen wurden wie Resultate, Projektgelder wie Forschungspreise behandelt, und die verkehrte Wahrnehmung verfestigte sich im Zerrbild der europäischen Projektvergabe als «Champions League» der Wissenschaft.

Ich habe erlebt, wie eine von Horizon geförderte Forscherin an einer deutschen Uni erst als wandelnder Beweis für die Exzellenz der Institution herumgereicht wurde, nur um dann, als ihr die Vorschusslorbeeren zur Last wurden, wie Scotts Motorschlitten in der Versenkung zu verschwinden. Persönliche Tragödien im Kleinen fanden eine Entsprechung im Grossen, als das «Human Brain Project» von Henry Markram, das die ETH Lausanne (EPFL) mit marktschreierischen Methoden eingeworben hatte, zum Milliardengrab wurde. Wäre es hier um helvetische statt europäische Steuergelder gegangen, hätte die EPFL Feuer im Dach gehabt.

So wünschenswert es ist, dass die Schweiz im europäischen Forschungskonzert wieder mitspielt, so falsch wäre es, den hiesigen Forschungsplatz wegen des aktuellen Ausschlusses schlechtzureden. Wir sind nicht wegen Ankündigungsweltmeistern à la Scott und Markram, sondern dank Ausdauerhelden wie Amundsen zu einer führenden Wissenschaftsnation aufgestiegen, und wir haben mit dem Nationalfonds eine Förderinstitution, die ihre Mittel effizienter einsetzt und ihren Zweck besser erfüllt als der European Research Council. Das sollten wir nicht vergessen.

Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.